

Aus Insulinde



Malayische Reisebriefe

von

Ernst Saeckel



Mit 72 Abbildungen, 4 Karten im Text und
8 ganzseitigen Einschaltbildern



Bonn
Verlag von Emil Strauß

1901

Bäume und Buschwerk verdeckt. Der ganze Thalgrund, in welchem sich die Abflüsse der drei Cascaden sammeln, und aus welchem der „Rothebach“, wild über rothbraune Felsblöcke tosend, abfließt, ist mit herrlichen Farnbäumen und wilden Bananen bewachsen. Mächtige, braune und schwarzgrüne Moospolster bedecken die Felsen und die modernden Stämme. Der graziose Vogelneßtarn decorirt mit seinen glänzenden, oben beschriebenen Kronen alle Baumstämme; viele Exemplare wachsen auch unten am Bache. Eine Masse anderer Farne und Moose füllen die Lücken aus und gedeihen unter dem beständigen Sprühregen der Wasserfälle in reichster Leppigkeit. An der erhabensten und (relativ) trockensten Stelle des nassen Thalbodens sind ein Tisch und eine Bank errichtet, welche mir gestatteten, ein paar Stunden trocken zu sitzen und zwei Aquarellskizzen von den Wasserfällen aufzunehmen, während mein Gefährte in der Umgebung botanisirte. Der Reiz dieser märchenhaft schönen und großartigen Urwaldsenergie wird dadurch erhöht, daß über den Wasserfällen und zu beiden Seiten derselben die dunkelgrünen Waldbänge des Pangerango hoch emporsteigen, während die tiefe Einsamkeit des Ortes durch das ewige Plätschern der Bäche und das Rauschen der Wasserfälle in poetischer Weise belebt ist. Dann und wann hörte ich auch den Schrei eines einsamen Vogels und den flgenden Ruf des Ta, des grauen javanischen Menschenaffen (*Hylobates leuciseus*).

Gegen Mittag trennte ich mich schweren Herzens von dem Tjiburru. Allein die dunklen Gewitterwolken, die der Vulcankegel des Pangerango schon lange um sich gesammelt hatten, saukten immer tiefer und drängten zu schleunigem Ausbruch. Auf dem Rückwege sammelte ich noch Prachtexemplare der rothen Kannepflanze, die hier am Ufer des Rothebaches üppig wuchert (*Nepenthes melampora*). Jedes einzelne Blatt derselben läuft in eine Spitze aus, an der ein sehr zierliches, kleines Bierseidel hängt, eine cylindrische Kanne von 12 Centimeter Länge und 3 Centimeter Durchmesser. Die nach oben gerichtete Oeffnung der Kanne ist von einem Deckel geschlossen, der erst bei voller Entwicklung des Blattes aufspringt. Ameisen und andere Insecten, welche unvorsichtig in die Kanne eindringen und ihren innen ausgeschiedenen Saft genießen wollen, können zwar leicht an der glatten, wie mit Wachs gebohnten Innenfläche hinein, aber nicht wieder heraus gelangen; sie fallen in den Grund der Kanne und werden hier von der ausgeschiedenen schleimigen Flüssigkeit verdaut. *Nepenthes* gehört zu jener merkwürdigen Gruppe von „insectenfressenden Pflanzen“, über deren wunderbare Anpassungen uns erst der große Charles Darwin belehrt hat; sie sind

in unserem deutschen Vaterlande nur durch kleinere und zartere Pflanzen verschiedener Familien vertreten, den Sonnentau (*Drosera*), das Fettkraut (*Pinguicula*) und den Wasserfchlauch (*Utricularia*). Unter den zahlreichen kleineren und größeren Arten von *Nepenthes*, welche die indische Flora charakterisiren, gibt es einzelne, deren Kannen über fußlang werden. Die rothe Kannenpflanze des *Tjiburru* (*Nepenthes melamphora*) zeichnet sich durch ihre prächtige Färbung aus: dunkel purpurrothe und braune Flecken auf einem hellen Grunde, dessen gelber Grundton durch die zartesten Abstufungen in Hellgrün und Hellroth übergeht. Die abgestorbenen Kannen werden purpurbraun und dann schwarz. Ich habe davon ein sorgfältig ausgeführtes, möglichst naturgetreues Bild gemalt, das ich in einem der nächsten Hefte meiner „Kunstformen der Natur“ veröffentlichen werde.

Während ich die *Nepenthes* und einige schöne Farnekräuter am Ufer des Rothenbaches sammelte, hörte ich hoch oben über mir abermals den wohlbekanntem Schrei des *Da*. Als ich hinauf blickte, sah ich hoch oben im Wipfel eines *Kasamalah*-Baumes zwei erwachsene Exemplare dieses Gibbon, die sich mit größter Gewandtheit von Ast zu Ast schlangen und rasch im Dickicht des Urwaldes verschwanden. Da diese Thiere äußerst scheu und vorsichtig sind, bekommt man sie selten zu Gesicht, während man ihren Schrei häufig hört. In Bentenzorg hielt ich einen jungen *Da* seit zwei Monaten lebend und werde später darüber berichten.

Größere Säugethiere sieht man überhaupt in den Urwäldern von Java — so weit sie zugänglich sind — nur selten. Königstiger und *Rhinoceros*, die beide früher auch hier am *Gedeh* und *Salak* häufig waren, sind längst verschwunden und haben sich in unzugängliche Districte zurückgezogen. Der Bergsattel oberhalb *Tjiburru*, zwischen *Gedeh* und *Pangerango*, von dem aus man die Besteigung dieser beiden Vulkanspitzen unternimmt, heißt noch heute „*Kadang badak*“, das *Rhinoceros*-Lager. Ich hätte die Besteigung gern ausgeführt; sie erschien aber jetzt, auf der Höhe der Regenzeit, zwecklos, da man oben auf jenem Sattel übernachten muß; jeden Nachmittag stellte sich frömender Gewitterregen ein, und nicht einmal die Spitzen beider Vulcane waren jeden Tag auf kurze Zeit wolkenfrei.

Von anderen Säugethiern des javanischen Urwaldes habe ich nur noch zwei Arten von Affen zu Gesicht bekommen, den gemeinen, überall häufigen, gelbgrauen *Macaco* (*Macacus cynomolgus*) und den schwarzen *Lutung* (*Semnopithecus maurus*); ferner ein paar Arten von Eichhörnchen und von Fledermäusen. Die Wildschweine, die in diesen Wäldern häufig

sind, habe ich zwar öfter gehört, aber nie gesehen, ebenso wenig Hirsche und Moschushirsche (*Tragulus javanicus*). Die großen Flederflüchse, Kalongs oder fliegenden Hunde (*Pteropus*), die zu anderen Jahreszeiten in Scharen erscheinen, fehlten jetzt. Von Nagethieren wurde mir ein paarmal das javanische Stachelschwein gebracht, weniger schön und stattlich als unsere südeuropäische Art. Den Panther habe ich nicht gesehen und ebenso wenig den Zwergpanther (*Felis minuta*), der nicht größer als eine Wildkatze ist und oben in den Bäumen, sehr geschickt kletternd, Eichhörnchen und Vögel jagt. Dagegen erblickte ich in den Baumgipfeln mehrmals den kletternden Palmenmarder (*Paradoxurus musanga*).

Von Vögeln habe ich in diesen Urwäldern öfter prächtige bunte Waldtauben bemerkt, deren Gurren man am Vormittag täglich vernimmt, einmal auch ein paar schöne, grüne Papageien. Bisweilen tönt aus der Ferne der Glockenton des javanischen Kuckucks. Am Tjiburrum erpähte ich hoch oben ein Adlerpaar kreisen. Früh Morgens hört man schon gleich nach Sonnenaufgang die Stimmen verschiedener Singvögel, ohne sie zu sehen. Sonst ist es im Ganzen in diesen Bergwäldern sehr still. Die Eidechsen sind durch einen braungelben Leguan (*Calotes*) vertreten, dessen chameleongleicher Farbenwechsel nicht weniger lebhaft ist als derjenige der verwandten grünen Art in Beutenzorg. Schlangen waren selten. Von Amphibien fing ich öfter einen großen, braunen Frosch, ausgezeichnet durch zwei spitze, dreieckige Hautlappen, die sich über den Augen wie Hörner erheben. Fische konnte ich in den reich fließenden Gebirgsbächen nicht entdecken.

Auch das Insectenleben machte sich im kühlen Urwalde von Tjibodas bei Weitem nicht so laut und so auffallend bemerkbar wie tausend Meter tiefer im warmen Beutenzorg. Je weiter man am Vulcan hinauf steigt, desto weniger tritt dasselbe hervor. Bei genauerm Suchen findet man zwar überall zahlreiche Arten von Käfern, Schmetterlingen, Fliegen, Heuschrecken, vor Allem Massen von Ameisen und Termiten. Aber Schmetterlinge und andere Insecten, die sich durch besondere Größe und Färbung auszeichnen, sind nicht häufig. Von größeren Tagfaltern nahm ich bloß ein halbes Duzend Arten wahr; eine von diesen saß häufig auf den braunen Waldwegen, deren schützende Farbe sie genau nachahmte. Ebenso war von Spinnen nicht viel zu sehen. Einige kleinere Arten fielen durch seltsame Gestalt des querebreiten, mit harten Stacheln bewehrten Chitinpauzers auf (*Acanthosoma*).

Eine unangenehme alte Bekanntschaft, die mir vor neunzehn Jahren in Ceylon den Aufenthalt im Walde verdarb, traf ich auch im Urwalde

von Tjibodas wieder, die Landblutegel, hier Badjet genannt; sie sind jedoch weit seltener als dort. Wir wurden gleich am ersten Tage von ihnen angefallen, schützten uns dann aber gegen ihren Biß erfolgreich dadurch, daß wir uns vor dem Waldgang die Unterschenkel mit dem stark duftenden Nelkenöl einriebem.

Im großen Ganzen trägt das Thierleben überhaupt im indischen, westlichen Theile des malanischen Archipels bei Weitem nicht den interessanten und auffallenden Charakter wie im australischen, östlichen Theile. Die eingehenden Untersuchungen über diese Erscheinung und ihre Ursachen, die zuerst vor vierzig Jahren Alfred Wallace in seinem ausgezeichneten Werke ange stellt hat, sind in der Hauptsache von allen neueren Forschern in diesem Gebiete bestätigt, wenn auch im Einzelnen vielfach modificirt worden, so neuerdings besonders von Max Weber und von meinen beiden trefflichen Schülern, den Jeneuser Professoren Richard Semon und Willy Klüenthal.

Die wundersame, weltabgeschiedene Einsamkeit von Tjibodas, das ungestörte und ungefährdete Leben im unberührten Urwalde, das anregende und hoch interessante Studium seiner Erzeugnisse im anstoßenden Laboratorium, das erquickende, kühle Klima, der herrliche Blick in die grünen Thäler und auf die blauen Grenzgebirge des entfernten Unterlandes, das bequeme und behagliche Leben in dem einfachen Stationshause — das alles zusammen übt auf den Naturforscher und Naturfreund schon nach einigen Tagen einen ganz eigenen, märchenhaften Reiz aus. Semon, Haberlandt, Graß und Andere haben diesen Empfindungen dankbaren Ausdruck gegeben. Was mich selbst betrifft, so fand ich hier einen meiner sehnsüchtigsten Jugendträume in schönster Form erfüllt, und ich werde meinem verehrten Freunde, Professor Treub, immer dafür dankbar bleiben, daß er mich dieses zauberhafte, von ihm zugänglich gemachte Urwald-Paradies in angenehmster Form hat genießen lassen. Die zwanzig Aquarellskizzen, die ich von dort mitnahm, werden mich immer lebendig an jene „zehn glücklichen Tage“ erinnern.

Uebrigens will ich nicht das materialistische Geständniß unterdrücken, daß an der Wärme dieser Erinnerungen auch die vortreffliche kulinarische Verpflegung theilhaftig ist, die mir mein edler Gastfreund hier oben zu Theil werden ließ. Er hatte seine alte malanische Köchin mit hinauf geschickt, die ihre erstaunliche Erfahrung in der feineren französischen Küche (wie in der landesüblichen „Reistafel“) hier oben unter erschwerenden Umständen ebenso glänzend leuchten ließ wie unten im warmen Bentenzorg. Ein Hôtel giebt es zum Glück in Tjibodas nicht.